

Kirchliche Zeitgeschichte

Franz Kardinal König: Offen für Gott – offen für die Welt. Kirche im Dialog. Hrsg. + Übers.: Christa Pongratz-Lippit. Geleitwort: Annemarie Fenzl, Freiburg u. a.: Herder 2006, 176 S., ISBN 978-3-451-28891-3, Euro [D] 16,90 / sFR 30,90.

Ein Jahr nach dem Tod von Kardinal König brachte eine britisch-österreichische Journalistin, Korrespondentin der katholischen Wochenzeitung »The Tablet« in Wien, eine Art posthume Autobiographie des österreichischen Kardinals heraus. Der Titel des Buches: »Open to God, Open to the World« (Burns & Oates, London 2005). Ein Jahr später erschien das Buch unter dem Titel »Offen für Gott – offen für die Welt« auch auf Deutsch (Herder, Freiburg 2006).

Es handelt sich dabei nicht um eine echte Autobiographie. Christa Pongratz-Lippit, Herausgeberin und Autorin des Buches, hatte es als »Interview-Buch« angelegt. Als aber die Interview-Sitzungen durch den Tod des Kardinals am 13. März 2004 nach wenigen Monaten ein abruptes Ende fanden, schrieb sie das Buch selbstständig zu Ende, allerdings nicht in Form von Fragen und Antworten, sondern als fortlaufenden Text, verfasst in erster Person. Wobei die langjährige Sekretärin des Kardinals, Frau Annemarie Fenzl, der Herausgeberin in einem Geleitwort attestiert, sie habe »nicht viel ausgelassen oder verändert«. Christa Pongratz-Lippit ihrerseits bedauert, dass der Kardinal das Manuskript nicht mehr hatte anschauen können, und hofft, »unsere Interviews so herausgegeben zu haben, wie er es sich gewünscht hätte«.

Ein erstes Kapitel ist dem II. Vatikanischen Konzil, die nächsten sechs sind dem Dialog gewidmet: dem innerkirchlichen Dialog, dem Dialog mit den christlichen Kirchen, mit den Juden, mit den Muslimen, mit anderen Religionen und mit den Nichtglaubenden. Das vorletzte Kapitel handelt vom Gebet (Dialog mit Gott) und das letzte beinhaltet eine Rede, die der Kardinal 1999 in London gehalten hat und die seinerzeit auch in »The Tablet« veröffentlicht wurde.

Das Buch ist insofern nützlich, als es erlaubt, zahlreiche Ereignisse und Persönlichkeiten der jüngeren Kirchengeschichte – etwa das Zweite Vatikanische Konzil (»der Gipfelpunkt meines Lebens«) oder Papst Paul VI. (»Märtyrer des II. Vatikanums«) – aus autorisierter Quelle näher kennenzulernen. Es enthüllt die Meinung Königs über viele diskutierte Fragen und bringt vor allem ein Charakteristikum des verstorbenen Kardinals glänzend zur

Geltung: seine fast angeborene Liebe zum Dialog, seinen Sinn für Eintracht und Pluralismus und seinen Hang zu einem manchmal schwer nachvollziehbaren Eklektizismus.

Das Kapitel über den innerkirchlichen Dialog greift jene Fragen auf, die damals in- und außerhalb der Konzilsaula Thema Nummer eins waren: die Kollegialität der Bischöfe, die Bischofsernennungen, die Transparenz, das priesterliche Zölibat usw. Der Kardinal war bekannt für seine kritische Haltung gegenüber der Enzyklika »Humanae vitae«, bevor sie veröffentlicht wurde. Im Buch liest man, die Enzyklika habe eine »tragische Kluft zwischen der offiziellen Lehre der Kirche und einem Großteil der Gläubigen« entstehen lassen, sie habe »die Kirche in eine Glaubwürdigkeitskrise« gestürzt und »eine offene Wunde hinterlassen«. König rechtfertigt – wie im Buch von Frau Pongratz-Lippit zu lesen ist – eine kontroverielle Erklärung der damaligen österreichischen Bischofskonferenz (die in der Frage der empfängnisverhütenden Mittel den Primat des individuellen Gewissens über die Lehre der Kirche anerkannte), lässt aber die Präzisierungen und Ergänzungen, die die Bischofskonferenz zwanzig Jahre später zu dieser Erklärung machte, beiseite. Einige Absätze am Ende dieses Kapitels sind dem Opus Dei gewidmet – ich will sie später noch genauer analysieren. Mit gewohnter Zurückhaltung äußert der Kardinal seine Wertschätzung gegenüber dieser Personalprälatur und seinem Gründer, den er persönlich kannte und dessen Botschaft über die Rolle der Laien in der Kirche und die allgemeine Berufung der Gläubigen zur Heiligkeit durch das Konzil bestätigt wurde.

Unter dem Titel »Ökumenischer Dialog« blickt der Kardinal auf seine Beziehungen zu den Ortskirchen hinter dem Eisernen Vorhang zurück. Er erwähnt interessante Einzelheiten von seinen Kontakten in Kroatien, mit dem polnischen Kardinal Wyszyński, dem ungarischen Kardinal Mindszenty, dem rumänischen Patriarchen Justinian, den tschechischen Bischöfen, der russisch-orthodoxen Kirche, mit dem ökumenischen Patriarchen Athenagoras und den altorientalischen Kirchen.

Seine Überlegungen zum Dialog mit den Juden nützt König unter anderem dazu, seinen Amtsvorgänger Kardinal Theodor Innitzer in Hinblick auf sein Verhalten zur Zeit des Anschlusses zu rehabilitieren und den bewegten Hintergrund der Entstehung der Konzilserklärung über die Beziehungen zu den nichtchristlichen Religionen (»Nostra aetate«) auszuleuchten. Seine Vorträge an der muslimischen Universität Al Azhar (Kairo 1965) und in Teheran (1968) sowie verschiedene Erwägungen über

den Fundamentalismus sind Gegenstand des Kapitels über den christlich-muslimischen Dialog. Ein kurzes Kapitel über den »interreligiösen Dialog« analysiert die Bedingungen für den Dialog mit den Nicht-Christen: Er soll sich auf die vier Kardinaltugenden (Klugheit, Gerechtigkeit, Stärke und Mäßigkeit) sowie auf vier weitere Tugenden (Toleranz, Achtung, Solidarität und Friedensliebe) stützen. Die Geschichte des »Sekretariats für die Nichtgläubenden« (vom Konzil im April 1965 geschaffen, mit Kardinal König als erstem Präsidenten bis 1990) ist Gegenstand des nächsten Kapitels, wo unter anderem auch Begegnungen mit dem kommunistischen Atheismus und der Freimaurerei behandelt werden.

»Der wichtigste aller Dialoge, der Dialog mit Gott« ist eine autobiographische Erzählung über das Leben des Studenten Franz König an der römischen Universität Gregoriana, wo er das wissenschaftliche Interesse am Studium der vergleichenden Religionsgeschichte entdeckte. Laut König war es der Jesuiten-Regens des dortigen Priesterseminars »Collegium Germanicum« gewesen, der ihm abriet, Jesuit zu werden, mit folgender Begründung: Der heilige Ignatius habe das Collegium gerade deshalb gegründet, weil er Weltpriester für den Dienst der Weltkirche ausbilden wollte. »Daher bin ich ein gewöhnlicher Weltpriester geworden, und ich habe es nie bereut«, so König. Sehr aufschlussreich sind seine Gedanken über das betrachtende Gebet: »Alles, was in den an den modernen Christen gerichteten Konzilsdekretten enthalten ist (die Rede über das Volk Gottes, die Rolle der Laien, den Dialog), hängt vor allem vom persönlichen Gebet ab, denn durch das persönliche Gebet bleiben wir in der Nähe und Geborgenheit Gottes.« Das Buch schließt ab mit dem erwähnten Vortrag in London, dessen zentrale Botschaft darin bestand, dass das Christentum für das neue Millennium eine bedeutende Herausforderung bleiben wird.

Wie eingangs erwähnt, ist das Buch ein lobenswerter Versuch, das reiche Gedankengut des österreichischen Kardinals darzulegen, vor allem für ein breites Publikum in Großbritannien, wo König weniger bekannt war. Das erklärt umgekehrt, weshalb die deutsche Auflage des Buches wenig Echo gefunden hat, vor allem angesichts der inflationären Vermehrung von Büchern, die in den letzten Jahren zu diesem Thema erschienen sind.

Nichts deutet darauf hin, dass Pongratz-Lippit die Gespräche unrichtig wiedergegeben hätte. Allerdings legt sie dem Kardinal in erster Person einige Behauptungen in den Mund, die sich mit dem, was ich vom ihm persönlich oder auch in aller Öffentlichkeit gehört habe, nicht ganz vereinbaren

lassen. Dazu möchte ich erklären, dass ich den Kardinal im Jahr 1959 kennenlernte, um mit ihm danach bis zu unserem letzten Gespräch kurz vor seinem Tod jahrelang Kontakt zu halten, unter anderem weil er mich aus Informationsbedarf, wegen einer Übersetzung oder auf der Suche nach einem Rat oft kontaktierte. Dabei konnte ich feststellen, dass der Kardinal ein außerordentlich einfühlsamer Mensch war und die Gabe hatte, sich fast instinktiv auf das Niveau des Gesprächspartners einzustellen – was ihm oft zum Verhängnis wurde, wie er mir einmal gestand. Ich möchte nun in Bezug auf das *Opus Dei*, dem ich seit vielen Jahren angehöre und von dem ich meine, die Einschätzung des Kardinals gut zu kennen, auf fünf Stellen des Buches näher eingehen und darstellen, inwiefern sie den mir bekannten Tatsachen nicht gerecht werden.

Pongratz-Lippit schreibt gut gemeint, aber fälschlicherweise, dass König derjenige war, der das *Opus Dei* nach Wien geholt hätte. Das lässt sich mit Hilfe eines Kalenders richtig stellen: Als der heilige Josefmaria Escrivá Ende 1955 beschloss, die ersten Mitglieder des Werkes nach Wien zu schicken – er war in jenem Jahr bereits zweimal bei Erzbischof Koadjutor Franz Jachym in Wien auf Besuch gewesen –, war Franz König noch Weihbischof in Sankt Pölten und hatte keine Ahnung, dass der Heilige Vater ihn einmal nach Wien berufen würde. Die wechselseitige Sympathie zwischen König und *Opus Dei* nahm im Mai 1957 ihren Anfang, als die in Wien neu angekommenen Mitglieder bei Erzbischof König ihren Antrittsbesuch machten.

König erinnert sich, oft auch zusammen mit anderen Bischöfen bei Escrivá im Zentralsitz des *Opus Dei*, in der Viale Bruno Buozzi in Rom, zu Gast gewesen zu sein. Man sprach natürlich vom Konzil, aber es überrascht, dass König der Autorin hatte sagen können, dass »man bei diesen Treffen kaum über das *Opus Dei* sprach«. Prälat Johannes B. Torelló, ein Urgestein der Prälatur und seit 1964 in Wien lebend, nahm einige Male an solchen römischen Treffen teil und ist in der Lage, sehr lebendig mindestens eines davon zu beschreiben: »Ich erinnere mich, als ob es heute wäre«, so Torelló vor kurzem gegenüber dem Verfasser der vorliegenden Buchbesprechung, »wie der heilige Josefmaria dem Kardinal König den Geist des Werkes erklärte, wie er in einem Moment, während er noch redete und als ob er mehr Raum brauchte, aufstand und seine Darlegungen dann im Gehen fortsetzte. Der Kardinal hörte ihm weiterhin sitzend zu. Escrivá sprach sehr konzentriert und ging langsam im Salon auf und ab, seine Worte mit der für ihn charakteristischen Körpersprache unterstreichend. Aufrecht sitzend folgte König aufmerksam der peripa-

thetischen Erklärung. Nach und nach ging die anfängliche Verblüffung des Kardinals in eine sichtbare, offene Zustimmung über, wie es bei ihm gar nicht so leicht vorkam.« Auch der gegenwärtige Prälät des Opus Dei, Bischof Javier Echevarría, erinnert sich an Gespräche zum Thema bei gemeinsamen Mahlzeiten: Nachdem der Gründer einige apostolische Initiativen beschrieben hatte, die von Mitgliedern des Werkes auf eigene Verantwortung übernommen wurden, bat König den heiligen Josefmaria, ihm das eine oder andere noch näher zu erläutern.

Es ist vorstellbar, dass König im Gespräch mit Frau Pongratz-Lippit die Befürchtungen mancher erwähnte, die Prälatur könnte »eine Kirche innerhalb der Kirche« werden. Es gibt aber publizierte Stellungnahmen des Kardinals, in denen er mit größter theologischer und kanonischer Präzision die Gründe auseinander nimmt, auf die sich eben solche Ängste stützen. Ich denke konkret an eine Stellungnahme, die er in Rom am 24. Oktober 1981 abgab. In einem Punkt dieses Schreibens beklagt er sich ausdrücklich und nicht ohne eine gewisse Bitterkeit über »anonyme und der Wahrheit nicht entsprechende Pamphlete«, die man ihm in dieser Sache geschickt hatte. Und wir haben zudem das Zeugnis des gegenwärtigen Präläten, der im Anschluss an die Requiemmesse für Kardinal König am 20. März 2004 im Wiener Stephansdom Folgendes erklärte: »In den sechziger Jahren war ich Zeuge der Begegnungen des Kardinals mit dem heiligen Josefmaria. Den Kardinal beeindruckte die Gründungs-idee, in der er einige Lehren des Zweiten Vatikanischen Konzils, insbesondere die Teilhabe der Laien an der Mission der Kirche, schon im Voraus verwirklicht sah (...). Der Kardinal war einer der Kirchenmänner, die die endgültige Rechtsform des Opus Dei als Personalprälatur sehr schnell verstanden haben und unterstützten, eine Einrichtung, die das Zweite Vatikanische Konzil vorgeschlagen hatte (...), er hat das weltliche Charisma des Opus Dei von Grund auf erfasst und war in der Lage, es mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit vielen zu erklären.«

Das besprochene Buch enthält eine Passage, die nahe legt, Kardinal König habe gemeint, dass »sich vielleicht manche Priester des Opus Dei zu sehr in den Vordergrund gedrängt hätten«. Diese Aussage ist schwer verständlich, vor allem weil gerade Kardinal König immer wieder seine Bewunderung für das Priesterbild zum Ausdruck brachte, das der heilige Josefmaria zu verbreiten versuchte. Anfang 1976 hatte er dazu sogar einen Artikel für »L'Osservatore Romano« verfasst, der aber leider nicht veröffentlicht wurde, wie er selbst einmal bedauerte.

Kurz davor hatte der Kardinal in einem anderen Artikel geschrieben, dass Escrivá nichts »ferner gelegen haben« mag »als der Klerikalismus, den ihm die Kritiker des Opus Dei nachsagten«. Wenig später, im August 1978, würde König sechzig Priester des Opus Dei im Wallfahrtsort Torreciudad (Spanien) weihen. Der Termin fiel in die Zeit nach dem Tod von Paul VI., eine Zeit der *Sedisvakanz*, eine Situation, in welcher der Kardinal seine Abwesenheit bei mehreren Kongregationen rechtfertigen musste. Er hätte also einen plausiblen Grund gehabt, die Priesterweihe abzusagen, wenn er gewollt hätte. Er tat es nicht. Und im Zuge der Weihezereemonien sagte er unter anderem: »Liebe Weiekan-didaten! Ihr wisst genau, was das Priestertum ist, das ihr empfangen sollt, und worin seine Sendung besteht. Ihr wisst es nicht nur auf Grund eurer theologischen Studien. Ihr wisst es, weil Gott euch die Gnade geschenkt hat, das Leben eines vorbildlichen Priesters gekannt und seine Lehre vernommen zu haben – das Leben und die Lehre eures Gründers, den auch ich persönlich gut gekannt habe und dessen Freundschaft mir zuteil geworden ist.«

Möglicherweise wurden in einigen Passagen des Buches Fragen und Antworten zusammengeschnitten. Nur so kann ich mir erklären, weshalb der unbedarfte Leser den Eindruck gewinnen muss, der Kardinal habe die aktive Teilnahme eines Teils der Gläubigen der Prälatur am öffentlichen Leben kritisiert. Ich selbst habe ihn fast genau das Gegenteil sagen hören. Und in diesem Sinn hatte König auch bereits im Jahr 1975 in der Weihnachtsnummer der »Wiener Kirchenzeitung« geschrieben, dass »es klar ist, dass diese Wertschätzung der irdischen Dinge Konsequenzen in der Berufsausübung der Opus-Dei-Mitglieder haben muss, dass diese Menschen dem öffentlichen Leben nicht gleichgültig gegenüberstehen können, dass sie sich aktiv dafür interessieren müssen, was in der Welt vorgeht«. Vielleicht erklärt die erwähnte Verschmelzung auch indirekte Hinweise des Buches auf eine »Diskretion, die die Kirche dazu führen könnte, sich vor einer Welt, die sie als böse und gottesfeindlich empfindet, wieder in sich selbst zurückzuziehen«. Es ist unmöglich zu denken, der Kardinal hätte dem Opus Dei eine solche Haltung zuschreiben können. Im Juli 1975 hatte er in einem anderen Zusammenhang im »Corriere della Sera« (Mailand) geschrieben: »Wahrscheinlich ist es die zutiefst laikale Spiritualität, die das Opus Dei für viele Menschen so anziehend gemacht hat. Escrivá (...) hat dabei vieles vorweggenommen, was erst mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil Allgemeingut der Kirche geworden ist, (...) er hat sich gegen einen falschen Spiritualismus gewandt, der letztlich auf eine

Leugnung der zentralen christlichen Glaubensüberzeugung von der Fleischwerdung Gottes hinausläuft.« Es ist daher auch schwer zu verstehen, dass König spontan und im Zusammenhang mit dem Opus Dei Bezeichnungen wie »militant und fundamentalistisch« hätte verwenden können, wie sie ihm im besprochenen Buch zugeschrieben werden. In seinen Artikeln hat König den heiligen Josefmaria einmal in einem diametral entgegengesetzten Sinn zitiert: »Einem Christen wird es niemals einfallen zu glauben, seine Ansichten stellten die einzigen katholischen Lösungen für die entsprechenden Probleme dar. So etwas darf nicht sein!«

Man muss vor Augen haben, dass das Buch letztlich ein rasch verfasstes Essay über Fragen ist, deren Behandlung ein gewisses selektives Interesse seitens der Gesprächspartnerin des Kardinals offenbart. Dieses ist allein daran zu erkennen, dass man im Buch zwei fundamentale Aspekte des Lebens von Kardinal König vergebens sucht. Man findet zum Beispiel nichts über seine wichtige Entscheidung, das Land vom Korsett einer konfessionellen Politik zu befreien und das Eis in den Beziehungen der Kirche zur demokratischen Linken zu brechen, eine Tat, worauf der Kardinal immer sehr stolz war. Man findet auch keine Erwähnung seiner Kontakte zu Kardinal Wojtyła oder der Rolle, die König bei der Wahl Johannes Pauls II. im Konklave von 1978 gespielt hat. Das geschah sicher nicht aus Platzmangel, denn umgekehrt widmet die Autorin den Anstrengungen, die König im Konklave von 1963 anscheinend unternommen hat, um Kardinal Montini zu überzeugen, seine eventuelle Wahl zum Papst anzunehmen, eine sehr ausführliche Passage.

Ricardo Estarriol, Wien

Mariologie

Lohfink, Gerhard / Weimer, Ludwig: MARIA – nicht ohne Israel. Eine neue Sicht der Lehre von der Unbefleckten Empfängnis, Freiburg/Br. – Basel – Wien 2008 (Herder), 432 S., ISBN 978-3-451-29789-2, Euro 28,00 – 48,50 sFr.

Die beiden Dogmatiker Gerhard Lohfink und Ludwig Weimer, führende Theologen der »Katholischen Integrierten Gemeinde«, unternehmen mit dieser wissenschaftlichen Studie den Versuch einer vertieften Begründung und Ausweitung des Sinngehalts des Dogmas von der »Unbefleckten Empfängnis« Marias.

Kurz gesagt ist es ihre These, dass Gottes Heilsgnade durch Jesus Christus Maria vom ersten Au-

genblick ihrer Empfängnis an nicht nur auf direkte Weise erreicht hat, sondern dass dafür ebenso die geschichtlichen Voraussetzungen ihrer Zugehörigkeit zum alttestamentlichen Volk Gottes maßgebend waren. Insofern ist Maria zugleich und in einem Urbild der Kirche und Urbild auch des erlösten Israel, das durch Jesus Christus zur Kirche geworden ist.

In drei Teilen wird der theologische Horizont für dieses auf Schrift, Tradition und Liturgie der Kirche aufbauende Verständnis eröffnet:

Im ersten Teil (13–104) wird die Erbsünde als ein »von Menschen verschuldeter Unheilzusammenhang« beschrieben. Dabei wird auf biblischem und lehramtlichem Fundament der Sinngehalt des mit dem theologischen Begriff der »Erbsünde« Gemeinten erschlossen und dessen mögliche Offenheit und Grenzen ausgelotet. Die Autoren wollen nicht bei bloßen Glaubensformeln stehen bleiben, sondern suchen – in kritischer Rezeption der Humanwissenschaften und philosophischer Einsichten – eine Vermittlung zur Schulderfahrung der Menschheit insgesamt, auch auf dem Hintergrund einer möglichen Bejahung der Evolution des Menschen aus dem Tierreich. Erbsünde als Verstrickung in eine »Unheilssituation« (mit Piet Schoonenberg und Karl Rahner, 61 ff.) sei letztlich »ein Mangel, den der Mensch sich selbst zufügt, weil er sich Gott nicht öffnet«, ein »Nicht-Ergreifen angebotener Gnade«, eben mit den Worten der theologischen Tradition »das Fehlen der Heiligkeit und Gerechtigkeit, in welcher der Mensch vor Gott leben sollte« (81/82).

Der zweite Teil (105–217) stellt »Gottes Gegenaktion« als »Kampf gegen die Erbsünde in Israel« dar. In der Menschheit gibt es nämlich nicht nur Schuldgeschichte, sondern zugleich und von Anfang an – durch Gott gewirkt und ermöglicht – auch Heilsgeschichte. Dies zeigt sich explizit an den im Buch Genesis vorgestellten Patriarchen und ihren Glaubensgeschichten (Abel, Noach, Abraham), an der »Herausführung in die Freiheit« durch die Berufung des Mose, an der Tora als Ausdruck der »Freude am Willen Gottes«, an den Propheten, welche die »Unmittelbarkeit des Wortes Gottes« herausstellen, an der Weisheit in Israel als Vermittlung des Gotteswortes mit der »Vernunft der Schöpfung« und schließlich im heilsgeschichtlich bedeutsamen Bekenntnis zum »Rest« Israels als Verwirklichung der Bundestreue Gottes auch dann, wenn das von Gott erwählte Volk versagt hat und wegen seiner Sünde unter dem Gericht Gottes steht. In Johannes dem Täufer, in den Vorfahren des Erlösers und insbesondere in der Jungfrau Maria gipfelt sich dieser »Rest« und wird in Christus zur definitiven